

TITELTHEMA

WELT AM SONNTAG, 19. FEBRUAR 2012 SEITE 15

Die *wahren* Pferdeflüsterer



Niemand ist besser im Umgang mit Pferden als die Cowboys Tom, Ray und Buck. Sie kennen deshalb auch die Menschen gut. Solche, die reiten wollen.

Und solche, die nach Sinn suchen. Eine Reise zu drei außergewöhnlichen Männern

Von Anna Joel

Möglich, dass auch ich anfangs dachte, dass es hier hauptsächlich um Pferde ging. Dass ich vor 15 Jahren nach Kalifornien und Texas fuhr, vor neun Jahren nach Idaho und im vergangenen Herbst nach Mailand, weil ich eine bessere Reiterin sein wollte. Besser im Umgang mit Pferden überhaupt. Dass ich diese drei Männer, Cowboys, Pferdeleute – Tom Dorrance, Ray Hunt, Buck Brannaman – einen nach dem anderen aufspürte, aufsuchte, weil ich mir nicht mehr von ihnen erhoffte, als zu lernen, wie ich stressfrei und unbeschadet, bestenfalls sogar glücklich auf meinen Pferden von A nach B kommen könnte. Und nicht etwa: durchs Leben überhaupt. Auch ohne Pferd.

Möglich, doch nicht wahrscheinlich. Zurückblickend war es wohl so, dass ich eine Ahnung hatte. Dass mich etwas zu diesen dreien, Tom, Ray und Buck, zog, so stark, dass es nicht durch den bloßen Reiterwunsch erklärbar war. „Wenn ihr das hier begreift, wenn ihr das hier hinkriegt, dann macht euch das besser. Und zwar in Dingen, von denen ihr nie geglaubt habt, dass sie mit Pferden zu tun haben“, sagt Buck Brannaman zu Beginn des Films „Buck“, inmitten von Pferden und ihren Menschen in einer Reitbahn stehend. Die Dokumentation, produziert von Robert Redford, erzählt Brannamans Geschichte. Wie und durch wen der langbeinige, schmale Cowboy aus Wyoming über Jahrzehnte zu dem beständig Suchenden und unerbittlichen Perfektionisten wurde, der er heute ist. Die Pferde betreffend und überhaupt. „Pferde und das Leben an sich“, sagt Brannaman. „Für mich ist beides das Gleiche.“ Ich fühlte mich ihm durch den Satz verbunden.

Buck Brannaman, der 1998 für Roberts Redfords Film „Der Pferdeflüsterer“ die Pferde trainierte, ist kein Pferdeflüsterer. Kein Schamane. Kein Wunderwinker. Keiner der zahllosen Mochtégerns, die von Erkenntnis quatschen und dann doch nur irgendein neuestes, armseliges Gerät zu Geld machen, mit dem sich das Pferd bezwingen und der Mensch dankbar blinden lässt. Was Brannaman über Pferde und das große Ganze, das mit ihnen zusammenhängt, weiß, hat er von den Besten gelernt. Von Tom Dorrance. Jenem kleinen, krummbeinigen Kalifornier, der schon zu Lebzeiten ungewollt zur Legende geraten war. Der es als scheuer Rancharbeiter in Bluejeans und verwuschener Wetterjacke zu seinem Erschrecken auf die Seiten der „New York Times“ und auf den Titel des „Time Life Magazines“ brachte.

Wer den alten Mann mit einem Pferd gesehen hatte, schwärmte, er könne fühlen, wie ein Pferd fühlt. Denken, wie ein Pferd denkt. Wisse, wann und wie sich ein Pferd bewegen werde, in dem Sekundenbruchteil, in dem das Pferd den Entschluss zu der Bewegung fasst. Auch die schwierigsten Pferde folgten ihm, ohne Zwang und nach kurzer Zeit. Er schaffe das absolute Verständnis zwischen sich und dem Tier. Ein Wunder, das ihm auch mit Katzen, Hunden und Kindern gelinge.

Solcher Begeisterung fühlte sich Dorrance nicht gewachsen. „Vielleicht ist es besser, von mir zu hören, als mich zu treffen“, sagte er zu mir. Der Satz hatte seine Berechtigung.

In den Vereinigten Staaten nennen sie ihn den „Begründer der ruhigen Revolution“. Weil er beim Einreiten der Pferde nicht, wie sonst üblich, vom „Einbrechen“ sprach. Sondern beharrte, ihnen „einen guten Start“ zu geben. Weil er, wann immer ihm einer mit einem „Problempferd“ kam, sagte: „Lass mich der Rechtsanwalt deines Pferdes sein, und ich werde beweisen: Es ist im Recht.“ Weil er einen verantwortungsbewussten, respektvollen, ehrenhaften Umgang mit dem Pferd ins Leben rief, der, ohne sein weiteres Zutun, weltweit populär wurde. Nicht mehr und nicht weniger ist es, was hinter dem „Horsemanship“ dieser Männer steht.

Brannaman lernte auch von Ray Hunt. Einem gnadenlos geradlinigen Cowboy aus Idaho, „aus Rohleder und Stacheldraht gemacht“, wie sie unter Cowboys sagen. Gnadenlos und geradlinig vor allem gegenüber sich selbst, wenn er sagte: „40 Jahre war ich zu nichts nütze. Ich war der Typ, der den dickeren Stock holte, wenn er Probleme hatte mit einem Pferd. Zum Glück kam mein Freund Tom und zeigte mir einen besseren Weg.“ Einer, der noch nach 40 Jahren auf Ranches zu der Bescheidenheit fand: „Verglichen mit Tom, wusste ich über Pferde nichts.“ Der sich schließlich nicht begnügte damit, dass er auf jedem rasenden, bockenden, steigenden Pferd einfach kleben blieb. Der für die ihm verbleibenden 39 Jahre suchte, was er erkannte, das Tom gefunden hatte: „Die wahre Einheit mit dem Pferd. In Körper und Geist.“ Weil er schnell eine Ahnung hatte, dass diese spezielle Einheit, dieses Ding mit den Pferden, Zusammenhang mit den anderen Dingen, zusammen mit allem, irgendwie.

Und das Wie eben galt es zu finden. Diese beiden, Tom und Ray, hatten für die Suchenden, die über die Jahrzehnte zu ihnen kamen, keine Technik parat. Kein Hilfsgerät. Kein Wunder. Manchem schien es, sie hatten nicht einmal eine Antwort. Wenn einer Tom fragte: „Was tust du, wenn das Pferd ...?“ Dann gab er zurück: „Das hängt davon ab.“ Alles, was einer wissen musste, fasste er so zusammen: „Das Pferd handelt aus dem Trieb, sich selbst und die Art zu erhalten. Das ist vernünftig, sonst gäbe es keine Pferde mehr. Der Mensch muss das respektieren und sein Handeln danach richten.“ Er sagte, es sei mit Pferden wie mit Menschen. „Das Pferd muss die Sicherheit haben, dass es tun kann, was der Mensch von ihm erwartet, ohne dass es sich aufgeben muss.“

Ray Hunt sagte: „In erster Linie muss der Mensch lernen, weniger zu tun. Um mehr zu erreichen.“ Statt dass er, wie so oft, mehr und mehr Druck ausübt. Blind dafür, dass er so immer weniger erreicht. Diesen beiden, Tom und Ray, weiß Buck Brannaman sich verpflichtet. Im Film sagt er über Hunt: „Als er starb, habe ich mehr Tränen um ihn vergossen als um meinen Vater.“ Ich konnte auch das verstehen.

Buck Brannaman ist neun Monate im Jahr „on the road“, unterwegs von Ranch zu Ranch, von Stall zu Stall. Durch Amerika immer mit Trailer und seinen Pferden. Durch Europa, Australien und Neuseeland

allein. So lebt und lehrt er seit nahezu 30 Jahren. Und obwohl er bekennt, dass die Einsamkeit an ihm zehrt, bisweilen, so sagt er doch: „Das wird sich nicht mehr ändern.“ Er könnte seine Rastlosigkeit damit begründen, dass da draußen so viele sind, die ihn brauchen. Pferde vor allem. Daran wäre nichts falsch.

Zu Hause, auf der Ranch in Wyoming, hat er eine Tochter, die ihn während ihrer Sommerferien begleitet und die den einem rigiden Reiseritual folgenden Vater einen „Reise-Nazi“ nennt. Und er hat eine Frau, die neben den Pferden eine wachsende Zahl von Hunden hält und die an einem Winterabend auf ihrer Facebook-Seite notiert: „Es ist so kalt hier heute Nacht. Buck ist in Australien und Neuseeland unterwegs. Er ist kein Dummkopf, verfrachtet mich ins eisige Wyoming, haut dann über den Winter ab, und ich kann nicht weg, weil ich Pferde, Hunde und das Kind habe.“

Ich dachte: Immer bleibt es an ihren Frauen hängen, die Helden in ein alltägliches Licht zu rücken.

Buck Brannaman, da unten in der Arena, reitet nicht. Die Beine des Pferdes sind Brannamans Beine. Er bewegt jeden einzelnen Fuß mit Leichtigkeit, setzt ihn präzise, links, rechts, vor, zurück. Als führten die Zügel aus seinen Händen nicht an das Stück Metall im Pferdemaul. Als hätte er sie dem Pferd an die Hufe gebunden. Und als seien die Hufe federleicht.

Das italienische Voghera, eine Autostunde von Mailand entfernt, ist derzeit der einzige Ort in Europa, an dem Brannaman einen Kurs, eine „Clinic“ gibt. Einmal im Jahr, im Herbst, lehrt er dort den Umgang mit dem Pferd, Lasso werfen, Arbeit an der Kuh. Die drei Tage kosten 550 Euro für Teilnehmer mit Pferd, 350 für solche ohne. Speziell der Zuschauerpreis überraschte mich. Ich hatte gehört, dass er daheim, in den Staaten, 25 Dollar am Tag fürs Zuschauen nahm, knappe 60 Euro für drei volle Tage. Der Organisator, ein Italo-Cowboy, der seinen Namen „Andrea“ zu „Drew“ aufgemotzt hatte, suchte die satte Europazulage damit zu rechtfertigen, dass erstens bei ihm, Drew, die Zuschauer nicht nur Zuschauer seien: „Sie stehen in der Reitbahn. Das ist so gut, als nähmen sie mit einem Pferd teil.“ Zweitens koste ihn der Import eines Buck Brannaman „eine Stange Geld. Und ich spreche hier von mehreren Tausend.“ Letzteres wenigstens ist wahr.

28 Reiter und 30 Zuschauer sind in der Arena. Ich rechne und denke: Der Italiener sollte seine Rechnung bezahlen können. Der Kassentisch im Eingang der Reithalle lässt gerade eine schmale Passage in die Halle frei. Zwei italienische Hilfscowboys kontrollieren das Fußvolk, kein Nichtzahlender erhascht auch nur einen Blick auf Buck bei der Arbeit. Die Zuschauer sind angereist aus Belgien, Frankreich, Spanien, Kroatien, der Schweiz, aus Deutschland und Irland. Zwei Französinen haben es auf sich genommen, ihre Pferde über fünf Stunden im Anhänger herzuführen, ein slowenisches Paar hat einen Unternehmer für den Transport seiner beiden Pferde bezahlt. Der große Reiterrest zählt spürbar zu Cowboy Drews Freundeskreis.

„Ich schätze die Gesellschaft von Menschen nicht sonderlich, darum musste ich lernen, mit Pferden umzugehen“, hat Brannaman mal gesagt. Er spart der ungeliebten Spezies gegenüber nicht an Härte. Zu den vielen Reitern, die, entgegen seiner Forderung, das geringste Entgegenkommen des Pferdes durch Lockerlassen des Zügels belohnen, ihr Pferd gefühllos links, rechts und rückwärts zerran, sagt er: „Euch zuzusehen bringt mir die Kotze hoch.“ Den kleinen Schecken der Slowenin, der seine Besitzerin wiederholt aus dem Weg drängt, nimmt er kurzfristig an die eigene feste Hand. Schickt ihn an Halfter und Führstrick nach links. Nach rechts. Versucht der Schecke, ihn zu bedrängen, klatscht Brannaman ihm die Plastikfahne an den Kiefer, links, rechts. Entschieden.

Ohne schädliche Emotion. „Das hier ist nichts Persönliches. Ich nehme ihm sein Ver-



Buck Brannaman bei der Arbeit mit Lasso und Pferd. Das Bild stammt aus dem Dokumentarfilm „Buck“ über sein Leben – in Deutschland ab Juni zu sehen

halten nicht übel. Er versucht nur durchzusetzen, womit er oft genug durchgekommen ist.“

Versucht der Schecke, ihm den Strick mit einer heftigen Drehung der Schulter, einem Rucken des Kopfs aus der Hand zu reißen, hält Brannaman dagegen und ruckt zurück. Nur gerade so heftig, dass es das Pferd zu ihm zurückbringt. Und dann ist gleich Ruhe. Entspannt sich sein Körper. Und der des Pferdes tut es ihm nach. „Ihr müsst verstehen, dass ihr nicht das Pferd verantwortlich machen könnt für den armseligen Umgang, den es erfahren hat.“ Er reicht der Slowenin den beruhigten Schecken zurück. „Versau es nicht in der Minute, in der du den Führstrick in die Hand nimmst.“

Den linksischen Eifer, mit dem der Organisatoren-Cowboy um Brannamans Wohlwollen buhlt, verstehe ich als nackte Angst. Er lacht zu laut über die Fehler der anderen. Und lauter noch über Brannamans Kritik. Selbst müht er sich, keine Fehler zu machen, indem er sein Pferd kaum bewegt. Als am zweiten Nachmittag die Arbeit an den Kühen beginnt, erwischt Brannaman ihn doch. Auf sein Geheiß, sich in zwei Arbeitsgruppen aufzuteilen, haben die Italiener sich wie selbstverständlich zu einer von beiden formiert. „Ich werde kurz erklären, was zu tun ist“, sagt Brannaman. Und der Italo-Mann ist dumm genug zu erwidern: „Danke, wir wissen Bescheid.“ Brannaman sitzt reglos auf seinem Pferd. Starrt zwei, drei Minuten lang auf die Gruppe. Seine Stimme klirrt vor Kälte, als er endlich sagt: „Dann bewegt euch.“ Es geschieht nichts. „Be-wegt euch! Nehmt eure Plätze ein.“

Ein paar treiben ihre Pferde hastig von hier nach da, ziellos. Wo ist ihr Platz? Brannaman starrt mitleidlos auf ihr Durcheinander. „Zum letzten Mal. Nehmt. Eure. Plätze. Ein.“ Drew, der eben doch nur ein Andrea ist, lacht nicht mehr. Sagt nichts mehr. Schließlich erlöst Brannaman sie alle, in dem er sie kommentarlos auf ihre Plätze weist.

Am letzten Tag erzählt er, wie nach seiner „Unterhaltung“ mit dem kleinen Schecken ein Mann zu ihm kam und fragte: „Warum bist du nicht härter gegen das Pferd vorgegangen? Er hat versucht, dich zu überrennen, er hat nach dir getreten, das rechtfertigt Gewalt.“ „Wozu sollte die gut sein?“, fragte Brannaman zurück. „Mein Ziel ist, mit so wenig Druck wie nötig so viel wie möglich zu erreichen.“ „Trotzdem!“, sagte der Mann. Brannaman lacht. „Aber ich war ein guter Junge. Ich habe ihm nicht ins Gesicht geschlagen.“ Drew, unverdienterweise, lacht mit. „Die größte Herausforderung an einen Horseman ist, seine Gefühle im Griff zu haben“, sagt Brannaman. Der Teil sei für ihn besonders schwer gewesen. Und: „Wahre Güte gegenüber dem Pferd, das bedeutet: ihm einen Sinn und eine Richtung geben.“ Und weil das auch für Menschen gilt und vielleicht weil ich nach beidem noch immer suche, kam ich her.

Ich könnte nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, wann oder wo ich das erste Mal von Tom Dorrance hörte. Jenem Cowboy, von dem es hieß, er könne in die Haut des Tieres kriechen und mit ihm eins werden, in Körper und Geist, was immer man unter dem Letzten verstehen wollte. Der Ruf des Mannes, damals schon über 80, reichte bis über den Atlantik, was in gewisser Weise seltsam war. Denn dieser Ruf besagte auch, dass Dorrance ein über die Maßen scheuer, zurückgezogener lebender Mensch sei. Keiner von denen, die es verstanden, aus ihrem Talent lautstarken Profit zu schlagen. „Der Pferdeflüsterer“ hatte eben die Kinos erreicht, Robert Redford spielte einen so rauen wie dünnhäutigen Cowboy, der mit und an Pferden Wunder bewirkte. Ein scheuer, zurückgezogener Mensch. Es hieß, Tom Dorrance sei das Flüsterer-Vorbild gewesen. Redfords Satz „Ich helfe nicht Menschen mit Problempferden, ich helfe Pferden mit Menschenproblemen“ stammt jedenfalls von ihm.

Ich hatte hier und da ein paar Pferdeleute über Dorrance erzählen hören, mal eine eher dünne Geschichte in einem Pferdemagazin über ihn gelesen und wusste: Ich musste den Mann treffen. „Wollen“ wäre ein lächerlich schwacher Ausdruck für das



ZEICHNUNGEN: JULIANA PEDRAZA



gewesen, was ich empfand. Worin dieses Empfinden rührte, was ich mir von einem Treffen versprach, auch das hätte ich nicht sagen können. Mit dem Reiten hatte ich gerade erst richtig begonnen, hatte auch ein Pferd oder zwei, doch wusste ich von ihnen und der Reiterei noch so wenig, dass es nicht mal gereicht hätte, um ein Problem als solches zu erkennen. Ich war Anfang dreißig, zum zweiten Mal verheiratet, ich meinte: diesmal glücklich. Ich hatte kurz zuvor mein viertes Kind bekommen. Was wollte ich in Kalifornien?

Ich fand Dorrance' Telefonnummer heraus und trug sie mit mir herum. Die Zeitverschiebung und ein geschicktes Verpassen der jeweils richtigen Stunden retteten mich über Wochen davor, ihn tatsächlich anrufen zu müssen. Ich hätte nicht gewusst, was sagen, wie mich ihm erklären. „Ich kenne Sie nicht und muss Sie sehen.“ Das klang so verrückt, wie es möglicherweise war. Schließlich rief ich ihn an unter dem Vorwand, eine Geschichte über ihn schreiben zu wollen, was, wenn es auch nicht der Grund meines Anrufes war, der Wahrheit entsprach. Er sagte: „Nein.“ Sagte, er habe nichts zu bieten, was eine Geschichte über ihn rechtfertigen könne. Ich sagte: „Doch!“ Er sagte: „Jetzt nicht, vielleicht später. Rufen Sie mich in zwei Monaten wieder an.“ Ich hatte Angst, er könne mir sterben, er war ja schon 85.

„Was ist es, das Sie von mir wollen?“, fragte er nach zwei Monaten. Als hätte ich's sagen können. „Vielleicht rufen Sie mich in drei Monaten wieder an.“ Weil etwas in mir wusste, dass das hier nicht seine Tour war, mich abzuwimmeln, ließ ich mich darauf ein. So ging es über anderthalb Jahre. Manchmal nahm statt seiner sein Bruder Bill ab, 92 Jahre alt, und sagte vernünftig, nein, Tom sei nicht da. Wir quatschten eine Weile, dieses und jenes, einmal erzählte der Bruder, jetzt, mit 92 sei er endlich in dem Alter, auf der Ranch nur noch die Arbeit machen zu müssen, die ihm wirklich Freude bereite. „Was wäre das?“, fragte ich. „Kälber brennen!“, rief er. Später erzählten sie mir, wie Tom jeweils neben Bill am Telefon saß und lauschte und lachte. So waren diese Jungs drauf.

Schließlich lachte Tom auch, wenn ich ihn persönlich erwischte. „Also gut“, sagte er. „Wann sind Sie sowieso mal in San Francisco?“ Von dort waren es 150 Kilometer zu ihm. „Nie!“, rief ich. „Ich bin nie einfach so in San Francisco. Ich käme eigens, um Sie zu treffen.“ Ich dachte blöde, das müsste ihm gefallen, und hörte, wie er erschrak. „Das geht nicht! Es ist eine zu weite Reise, nur um einen alten Mann zu treffen. Eine zu weite Reise, nur um enttäuscht zu werden.“ Beinahe brach ich in Tränen aus. „Ich werde nicht enttäuscht werden. Wenn jemand so etwas sagt, weiß man, man wird nicht von ihm enttäuscht.“ Ich meinte das so. Er zögerte. „Was verpassen Sie für Ihr Leben, wenn Sie mich nicht treffen?“ „Alles!“, sagte ich. Wieder wahr. Wieder falsch. „Es geht nicht. Ich sage nicht ‚nie‘. Aber jetzt nicht. Auf Wiedersehen.“

Ich heulte dann tatsächlich. Vor Wut über mich selbst vor allem. Nach einer Stunde biss ich die Zähne zusammen und rief noch einmal an. Sagte: „Mr Dorrance, vom Soundsovielten bis Soundsovielten bin ich sowieso in San Francisco. Ich wüsste gern, ob Sie in der Zeit zu Hause sind.“ „Moment“, sagte er ohne Zögern. „Ich hole meinen Kalender.“ Ich hörte ihn aufstehen und schweren Schrittes durch seine ferne Stube gehen. „Ja“, sagte er nach Minuten. „Ich werde hier sein.“ „Darauf kann ich mich verlassen?“, fragte ich. Er schwieg. Sagte: „Sie sind sowieso in San Francisco, aber wollen sichergehen, dass ich wirklich hier bin?“ Ich verstand, dass er hier alles verstand, alles durchschaute, und sagte mit kleiner Stimme: „Es wäre mir wichtig.“ Er klang enttäuscht, als er sagte: „Wenn Sie so voller Zweifel sind, bleiben Sie vielleicht besser in Deutschland.“ Ich fuhr hin, anderthalb Monate später, ohne mich zwischenzeitlich seiner noch einmal versichert zu haben.

Er war dann da, auf der Ranch, die dem Bruder gehörte, wie versprochen. Hatte sich mit seiner Frau ein halbes Jahr zuvor dort ein schlichtes Trailerhaus auf ein Plätzchen am Hang gestellt, es war das erste Mal seit seinem Verkauf der Elternranch 1960, dass er wieder sesshaft war. Ein Pferd hatte er seither auch keins besessen. „Ich hatte keinen Job mehr, den ich ihm hätte geben können“, sagte er. Die beiden hinter dem Haus gehörten seiner Frau.

Als ich vorfuhr und ihn erstmals auf der Veranda stehen sah, unfassbar klein, ziemlich krumm, wagte ich kaum, aus dem Wagen zu steigen. Warum, kann ich noch heute nicht sagen. Ray Hunt sagte später: „Ich weiß nicht, was das mit Tom war. Er hat es ja selbst nicht gewusst. Er sagte manches Mal: ‚Ray, ich verstehe nicht, was die Leute von mir wollen, was sie glauben, in mir zu sehen. Ich bin nur ein ganz gewöhnlicher Kerl.‘“ Hunts Blick und wie er den Mund leicht verzog, offenbarten sein Unbehagen. Er schüttelte den Kopf. „Ich habe keine Ahnung, was du warst, Tom. Auf keinen Fall warst du ein ganz gewöhnlicher Kerl.“ Dorrance' Frau schien zu mehr Nüchternheit berufen. Sie, 20 Jahre jünger als er und über 30 Jahren mit ihm von Ranch zu Ranch gezogen, knirschte noch immer mit den Zähnen darüber, dass er 85 hatte werden müssen, um sich mit ihr niederzulassen.

Ich blieb zwei Wochen. Meist saßen wir da draußen, in der kalifornischen Wintersonne, und sprachen nicht viel.

Das wenigste davon über Pferde. Er war von einem bedächtigen Scharfsinn, der nicht allein vom Alter herrühren konnte. Eher, dass die Jahrzehnte etwas poliert hatten, das ihm von Anfang an gegeben gewesen war: Talent, eine Eigenart, wer wusste das schon. Was immer es war, das Pferd nahm es auf und spiegelte es. Das war schon das ganze Wunder. Und darum nicht einfach so von jedermann und auf Knopfdruck zu wiederholen. Dorrance selbst hatte mal zu so einem erfolglosen Knopfdrucksucher gesagt: „Nein, nein, es muss von hier kommen.“ Und sich dabei nahezu verschämt mit der Faust gegen die linke Seite der Brust geklopft. Was sollte er mit den vielen anfangen, bei denen da drinnen nichts war?

Zwei Monate darauf, im April 1997, traf ich ihn wieder, er gab eine Clinic auf der Ranch eines berühmten Trainers in Texas. Jungpferdeeinreiten, Problembehandlung, drei Tage, 30 Pferde.

Sie hatten ihm einen Pick-up-Truck an den Reithallenrand gefahren, ihm einen Stuhl auf die Ladefläche gestellt, darauf saß er über drei lange Tage und sah alles. Jedes Ohrenzucken, jedes Schweifschlagen, jede noch so vage Äußerung von Verwirrung oder Besorgnis im Pferd, die sich binnen Sekunden zu jenen Katastrophen auswachsen können, von denen die Reiter dann sagen: „Der Bock ist aus heiterem Himmel durchgedreht!“

Dorrance sah jeden Anflug von Wolke und aus welcher Richtung sie heraufzog. Mehr als das, er verstand. Seine Vorschläge, wie der Reiter dem Pferd helfen konnte, waren logisch. Und simpel. So logisch und simpel, dass es beinahe unmöglich schien, darauf zu kommen. Als gewöhnlicher Mensch. Ab und an fragte einer: „Meinst du das ernst?“ „Mal sehen“, sagte Dorrance. „Wenn's klappt, hab' ich es ernst gemeint; wenn nicht, war es ein Scherz.“

Der nun 87-Jährige schien unermüdet. Saß da von neun Uhr morgens, mit kurzer Mittagspause, bis in den frühen Abend. Bis er fand, dass jeder Teilnehmer genug gelernt hatte. Er selbst eingeschlossen. Manchmal fragten sie ihn, ob er eine Pause brauche. Immer sagte er Nein. Er glühte. Er hob sich aus seinem Stuhl, stand vornübergeneigt, auf seinen Stock gestützt da, klein, krummbeinig, eifrig. Ich dachte an E. T., den Außerirdischen. Mit dem Hengst, der nicht wagte, einen Huf auf die blaue Plane zu setzen, arbeitete er den Neun-Stunden-Tag durch. Fokussiert, geduldig. Hatte immer neue Ideen. Seine Anweisungen an die Männer in der Arena waren präzise. Ab und an, wenn er ihre Erschöpfung spürte, wechselte er den Mann am oder auf dem Hengst aus.

Er sprach hauptsächlich zu sich selbst, als er sagte: „Ich kann nicht nach Kalifornien zurück, solange dieses kleine Pferd nicht über die Plane gegangen ist.“ Als er sagte: „Es geht nicht um diese Plane.“ Es ging um etwas in diesem Pferd. Etwas Entscheidendes. Welches das Pferd glauben ließ, es könne nicht gehen. Nicht über die Plane und überhaupt. „Wenn er einmal darüber hinweg ist“, sagte Tom, „wird sich sein Leben zum Besseren ändern.“ Er sah dieses und jedes andere Pferd

von innen. Die Menschen auch. Einmal sagte er von da oben: „Wenn ihr doch nur zu Hause bleiben und von euren Pferden und aus euren Fehlern lernen würdet. Ihr könntet die 300 Dollar Kursgebühr sparen.“ Und: „Ich mache seit Jahren den Pferden weis, der Mensch sei besser, als er in Wirklichkeit ist.“ Seine Frau habe ihn gebeten, das nicht mehr zu sagen. „Aber ich habe das Gefühl, ich muss.“ Ich hörte, früher, auf den Ranches, hatte er sein Mittagbrot oft abseits der anderen Männer gegessen, er zog die Gesellschaft der Farmhunde vor. Seine Cowboy-Kollegen nannten ihn „seltsam“. Sie warteten einander: „Pass auf! Der weiß, was du denkst, noch bevor du es gedacht hast.“ Möglich, dass nicht so sehr er es war, der mit den Menschen nicht zurechtkam. Dass es in erster Linie umgekehrt war.

Als Dorrance heiratete, zum ersten und letzten Mal, war er schon 56. Freunde fanden bemerkenswert, dass er über die Jahre der Einsamkeit niemals einsam erschienen war. Er schien glücklich. So glücklich wie später mit seiner Frau. Zen-Zustand, dachte ich. Kinder bekamen sie keine. Das war womöglich so richtig wie schade. Damals, in Texas, als Dorrance hörte, dass der berühmte Trainer auch von den zwei, drei anwesenden Kindern die Gebühr für den Kurs kassiert hatte, erlebte ich ihn wütend. „Wenn ein Kind sich die Mühe macht, mit seinem Pony hierherzukommen, dann könnt ihr ihm dafür auf keinen Fall Geld abnehmen.“ Der Veranstalter zahlte zähneknirschend zurück.

Daran musste ich denken, als einer der Teilnehmer in Italien Buck Brannaman fragte, ob er zu ihm nach Belgien kommen wolle, dort eine Clinic geben, und Brannaman ihm so freundlich wie bündig antwortete: „Bevor Sie weitersprechen, ich koste 10 000 Dollar für drei Tage. Wenn Sie das aufbringen können, gern. Darunter läuft nichts.“ Und ich erinnerte mich an Toms Glühen und seine Unermüdlichkeit, als Bucks Clinic in Voghera bereits nach zweieinviertel statt nach drei bezahlten Tagen beendet war. Damals, als der kleine Hengst endlich einen ersten Huf auf das blaue Plastik setzte, mithilfe eines Seiles um jedes Vorderbein,

„Kann der Mensch fünf Prozent geben, gibt das Pferd 95 Prozent“

Ray Hunt



Ray Hunt, Cowboy und begnadeter Reiter aus Idaho, war Dorrance' bekanntester Schüler. Er starb 2009 mit 79 Jahren

SEAN MCMANISTER

Fortsetzung auf Seite 18

ANZEIGE

UP°

UNTERNEHMER
POSITIONEN NORD

Eine Initiative der HSH Nordbank:
Unternehmer Positionen Nord

Das neue Informationsforum für
Unternehmer und Unternehmen.

Die neue Mittelstandsinitiative der
HSH Nordbank bietet Orientierung in einem
komplexen wirtschaftlichen Umfeld.

- Interviews und Diskussionen mit Experten und Entscheidern
- Aktuelle Branchenstudien
- Exklusive Analysen zu Konjunktur & Wirtschaft

In Kooperation mit der WELT-Gruppe DIE WELT



Jetzt online auf
www.unternehmerpositionen.de

Profitieren Sie von unserem Angebot auf unseren Veranstaltungen, auf der UP°-Website oder dem regelmäßigen Newsletter (optimiert auch für Tablets oder Smartphones).

Fortsetzung von Seite 17

das die Männer sanft anzogen und beim geringsten Entgegenkommen des Hengstes wieder locker ließen, erleichterte und beglückte das keinen der Anwesenden mehr als Tom. Mit Ausnahme des Hengstes vielleicht. Aber das war ja ohnehin das Gleiche. In einer Juninacht 2003 sah ich Dorrance im Traum, fragil, dünnhäutig und wortlos an seinem Küchentisch sitzend. Ich war bei ihm zu Besuch. Auf dem Heimweg, im Traum, sprach mich jemand an: „Willst du ihn noch mal sehen, dreh jetzt um.“ Zwei Tage darauf las ich auf seiner Webpage: Er war gestorben.

Mit Buck Brannaman hatte ich vor Voghera schon einmal gesprochen, am Telefon, kurz nachdem ich das erste Mal bei Tom Dorrance gewesen war. Ich rief ihn an, ich hatte nicht wirklich Anlass dazu. Er war überraschend freundlich. Ich meine, dafür, dass dich eine anruft, die du nicht kennst und die selbst nicht genau weiß, was sie will. Ich wollte wohl einfach mit einem sprechen, der den Alten auch kannte. Zum Gefühlsabgleich sozusagen. Ich hörte gleich: Buck sprach gern über Tom. Ich erzählte, wie Tom gesagt hatte, dass er einen Weg finden musste, sich mit den Pferden gutlich zu einigen, schon seiner Zierlichkeit wegen. Brannaman verstand die Frage. Er lachte. „Ach, Tom. Der hätte es niemals anders versucht, auch wenn er ein Zwei-Meter-Mann gewesen wäre.“

Aus Brannamans Autobiografie „The Far Away Horses“, die Pferde in weiter Ferne, wusste ich, dass seine Kindheit ein lebensbedrohlicher Zustand gewesen war. Der Vater soff und prügelte, die Mutter war schwer zuckerkrank. Buck und sein Bruder Smokie, die „Brannaman Brothers“, gelangten zu früherer Berühmtheit. Als Trickroper, die, mit verbundenen Augen, auf ihrem Pferd stehend das Lasso schwingen und darüber hinweg und durch es hindurch springen konnten. Die blind auf dem Pferd stehend die Lassoschlinge zielgenau über den vorbeigaloppierenden Bruder werfen konnten. Sie traten auf Rodeos auf und ropten sich in einem Werbespot für Kellogg's Sugar Pops USA-weit ins Fernsehen. Brannaman schreibt, dieser Spot mit ihren galoppierenden, Lasso schwingenden, Sugar Pops essenden Söhnen, müsse das Letzte gewesen sein, was seine Mutter sah. Er flimmerte in jenen Minuten über den Bildschirm, als sie an einem Zuckerschok starb. Der Vater, jetzt ohne Minimum an sozialer Kontrolle, soff sich außer Rand und Band. Eines Abends, bei Schnee und minus 30 Grad, floh der Sohn vor dem Brüllenden, um sich Schlagenden in den Hof. Er verbrachte die Nacht gegen das kurze Fell des Bluthunds gepresst, in der mit Stroh ausgelegten Tonne, die dem Hund als Hütte diente. Der Junge wagte sich nicht zurück ins Haus. Es muss einer dieser Momente gewesen sein, die für ein Leben entscheidend sind.

Er war zwölf, als der Lehrer vor dem Sportunterricht in der Umkleidekabine die Peitschenriemen auf seinem Körper sah. Der Sheriff des County fuhr die Brannaman-Brüder zu einer Pflegefamilie, den Ranchern Betsy und Forest Shirley. Sie kehrten nicht mehr zu dem Mann zurück, der ihr Vater gewesen war. Shirley gab seinem jüngsten Ziehsohn den Rat: „Lerne Pferde einzureiten und sie zu beschlagen, und du wirst immer etwas zu essen auf dem Tisch haben.“ Der Junge hielt sich daran. Nach dem Abschluss der Highschool heuerte er als Cowboy an. Es war hier, Anfang der Achtziger, dass er den Namen Ray Hunt hörte. Dessen Können reichte bereits zur Legende. Ein Krüppel mit Klumpfuß und nur einem Lungenflügel, der verstand, „alles zu reiten, was Haare hat“. So raunten sie in den nicht leicht zum Raunen zu bringenden Cowboykreisen. Einer, der sich in jeder Situation „in der Mitte des Pferdes“ hielt. Durch nichts und niemanden aus der Balance zu bringen.

Vor dem Mann hatten sie mehr als Respekt. Sie fürchteten ihn. Sein Freund, der Sattelmacher Dale Harwood, selbst eine Berühmtheit, sagte über seinem Whiskey: „Rays großer Vorteil ist: Er fürchtet keinerlei körperlichen Schmerz.“ Das war in Hunts Ranchküche in den Bergen von Idaho. Hunt, gerade 76 geworden, hinkend, auf Sauerstoff aus der Flasche angewiesen, ritt noch immer auf Teufel kommt raus. Pferde, auf die sich kein anderer mehr wagte. Seine Frau hatte den Freund gebeten, ihm zu mehr Vorsicht zu raten. Ihn zu bitten, kürzerzutreten. Rücksicht zu zeigen. Endlich auch gegen sich selbst. Harwood hatte in schierem Entsetzen gerufen: „Das sag ihm mal lieber selbst. Ich bin seit 30 Jahren sein Freund und will es bleiben.“ So einer war Ray Hunt.

Der junge Brannaman wollte von ihm unbeeindruckt bleiben. Dachte: „Noch so ein Wunderknabe, na klar.“ Zu seiner ersten Ray-Hunt-Clinic ging er von seinem neuen Ranchboss gezwungen, er nahm am äußersten Ende der Zuschauertribüne Platz. Größtmögliche Distanz. Hunt hinkte in die Reitbahn. Sie hatten ihm einen Hengst gebracht, verzottelt, verklettet, verwirrt bis zur Lebensgefährlichkeit. Sie brachten ihn nicht, um dem Pferd zu helfen. Sie hofften, Hunt an ihm scheitern zu sehen. Hunt, ihrem Neid und der Boshaftigkeit gegenüber scheinbar gleichgültig, arbeitete den Hengst von seinem Reitpferd aus. Anders war er in der Reitbahn nicht sicher. Er arbeitete ihn über zwei Stunden. Am Ende ritt er den Hengst. Schritt, Trab, Galopp, sanfte Runde um Runde, stieg ab, reichte den Besitzern die Zügel und sagte: „Ich weiß nicht, ob ich euch habe geben können, was ihr erwartet habt. Das Pferd jedenfalls ist zufrieden.“

Brannaman war von seiner hohen Warte Stufe um Stufe näher gerückt, bis er mit der Stirn gegen die metallenen Stäbe der Reitbahnabsperre gepresst stand. Jetzt dachte er: „Ich habe keine Ahnung, was der Mann mit dem Pferd da macht. Was da zwischen den beiden vor sich geht. Aber ich muss es haben.“

Das konnte ich verstehen. Dieses ewige Fehlen von etwas, von dem du nicht weißt, was es ist. Nur, dass du es nie hattest. Statt seiner ist da in dir ein Loch. Das du zu füllen versuchst. Ohne zu wissen, wie und womit. Alles, was du weißt, ist: In dem Augenblick, in dem du es findest, wirst du es erkennen. So kam auch ich zu Ray Hunt. Aus diesen Gründen.

Bald nach meinem Treffen mit Tom Dorrance hatte ich eine unbestimmte Sehnsucht verspürt, auch Toms „besten Freund und Schüler“ zu treffen. Was mich lange Zeit abhielt, war Furcht. Aus dem, was ich über ihn las, verstand ich vor allem: Ray war nicht Tom. Kein sanfter Weiser. Er hatte zu einem Teilnehmer seiner Kurse gesagt: „Ich kann



„Ich mache den Pferden weis,
der Mensch sei besser,
als er in Wirklichkeit ist“

Tom Dorrance



Tom Dorrance (o.) gilt als Begründer und Erneuerer des „Horsemanship“, eines sanften, einfühlsamen Umgangs mit Pferden. Unermüdlich trainierte der Cowboy mit den Tieren. Er starb 2003 mit 93 Jahren

verstehen, dass du ein Hobby haben willst. Aber müssen es Pferde sein?“ Und zu einem anderen: „Tu deinem Pferd einen Gefallen. Verkauf's und spiel Golf.“ Rohleder und Stacheldraht halt. Mehr als alles andere schreckte mich sein Spruch: „Ich sehe dein Pferd, und ich sehe dich. Durch dein Pferd sehe ich alles, was du bist.“

Er war ein Farmersohn, ursprünglich aus dem Kartoffelstaat Idaho im Mittelwesten. Einer Gegend, wo die Männer beim Barbesuch heute noch gespornte Stiefel tragen. Als Cowboy zu arbeiten war Hunts Traum gewesen, von Teenagerbeinen an: „Den ganzen Tag reiten, ropen und dafür noch bezahlt zu werden, ich konnte kaum glauben, dass es so etwas gab.“ Seinen Ruf, „unabockbar“ zu sein, hatte er schon weg, als er Mitte der 50er-Jahre an ein Pferd geriet, das ihn zu Tom Dorrance trieb. Der Hengst ließ Hunt zu Beginn jeden Ritts eine Serie energischer Bocksprünge durchstehen. Hunt konnte ihn reiten. Auf den Shows und Rodeos Preise mit ihm gewinnen, konnte er nicht. Tom löste Hunts Problem auf die ihm eigene, für Hunt lange Zeit unbegreifliche Art. „Er war da, und das Pferd war ein Lamm. Sobald er gegangen war, ritt ich wieder einen Tiger.“

Alles, was Hunt verstand, war: Dieser Mann hatte etwas gefunden. Teilen konnte er es nur mit dem Pferd. Hunt kehrte jeden Sommer zu Tom zurück. Das Pferd wurde erst besser, dann gut, schließlich gewann Hunt mit ihm Preise. In sein schmales Buch, eine Philosophie, keine Reitlehre, schrieb er als Widmung: „Für den Mann, der es möglich machte. Und das Pferd, das es nötig machte.“ Tom seinerseits sagte über ihn: „Ray hatte das, wonach ich so lange gesucht hatte. Er war in der Lage, meine verrücktesten Ideen reitlich umzusetzen.“ Grenzenlos beide, jeder auf seine Art.

Im Sommer 2003, zwei Monate nach Dorrance' Tod, flog ich nach Idaho. Ich hatte mich für eine Clinic auf Hunts Rattlesnake Ranch eingeschrieben. Zwei Wochen Jungpferde einreiten und Kühe treiben. Die anderen Teilnehmer waren zumeist „working cowboys“, Rancher, Leute, die im Sattel geboren waren, die Hälfte von ihnen mit Hunt befreundet. Bei meinem ersten Zwischenstopp in Amsterdam dachte ich: „Ich bin ein Idiot.“ Ich heulte, vor Angst, tatsächlich. In Boise, Idaho, holte mich Hunts Schwiegertochter vom Flughafen ab. Während der Fahrt zur Ranch riet sie: „Nimm nicht persönlich, was er sagt. Viele nehmen es persönlich

und machen dicht. Das ist schade, es entgeht ihnen so viel, das sie von ihm lernen könnten.“ Ich starrte durch die Fenster des Jeeps auf die Wüste und wagte nicht, froh zu sein, dass ich gekommen war.

Am nächsten Morgen hielt Hunt uns seine Willkommensrede: „Ich bin nicht hier, um euch zu babysitten. Ich bin hier für eure Pferde. Um das Beste für sie herauszuholen. Und wenn euer Pferd euch abbockt, Mann“, er rieb seine Hände, „dann bin ich auf seiner Seite.“ Seine Frau reichte jedem von uns eine Verzichtserklärung. Dass wir wüssten, dass der Umgang mit Pferden gefährlich ist. Dass wir verkrüppelt werden oder sterben könnten. Und dass weder wir noch ein anderer Hunt dafür zur Rechenschaft ziehen würde. Wir unterschrieben und dienten einander als Zeugen. Hunt lächelte. Das ganze Gesicht voller Zähne. „Jetzt geht da raus und lernt von euren Pferden. Versucht, es auf ihr Niveau hinaufzuschaffen. Statt sie herunterzuzerren auf eures.“

Zwei, drei von denen, die eigene Jungpferde zum Einreiten mitgebracht hatten, spielten nicht fair. Hatten die Pferde zu Hause antrainieren lassen, die waren nicht mehr ganz grün, auf denen hatte schon einer gesessen. Als wäre der Alte dafür blind. „Ich bin ja nicht wahnsinnig“, sagten sie. „Ich habe gesehen, wie er das macht.“

Hunt nahm acht junge Pferde auf einmal in den Roundpen, das Trainingsrund. Kein Gebiss in den Mäulern, nur jeweils ein Halfter auf ihrem Kopf, daran ein langer Strick. Es war uns Reitern verboten, an dem zu ziehen. „Ihr seid nur Passagiere“, rief Hunt aus der Mitte. „Sie haben Angst vor dem Reiter. Sie haben keine Angst vor ihrer Mähne und ihrem Schweif. Ihr müsst sein wie die Mähne und wie der Schweif.“ Einfach nur da.

Hunt schwenkte eine Plastikfahne, trieb so unsere Pferde von seinem aus an, Schritt, Trab, Galopp. „Geht mit. Je weniger ihr an ihrem Kopf manipuliert, umso weniger Ärger werdet ihr haben.“ Zog einer am Strick, nahm Hunt dessen Pferd das Halfter ab. „Das wird dich Bescheidenheit lehren.“ Ich, aus Deutschland angereist, war auf Hunts Pferde angewiesen. So grün, dass nicht nur Sattel und Reiter, sondern oft auch das Halfter für sie eine frische Erfahrung war. Ein junger Wallach tat sich besonders schwer, die Menschen an sich heranzulassen. Hunt nickte mir zu: „Der traut keinem, weil er kein Vertrauen hat in sich selbst. Ein gutes Pferd für dich.“ Da kannten wir uns zehn Stunden.

Ich stürzte gleich am zweiten Tag. „Was soll ich mit dir anfangen“, sagte Hunt, „wenn du gerade so eben überlebst.“ Ich stieg wieder auf, biss auf meine Lippen. Stürzte. Stieg wieder auf. Hunt schwieg. Ich auch. Anders hätte ich weinen müssen. Abends, am Küchentresen, wandte er knapp den Kopf zu mir und sagte: „Du bist gutes Material. Ich wünschte, du könntest länger bleiben.“ Ich blieb dann zwei Monate statt der zwei Wochen.

Er hatte gerade ein neues Haus gebaut, Blockbohlenvilla in den Bergen, 750 000 Dollar schick. Der Sattelmacherfreund sagte: „Er arbeitet jetzt nicht mehr nur für das Pferd. Er arbeitet für die Bank.“ Die Erkenntnis habe Hunt härter, erbarmungsloser gemacht, als er ohnehin schon gewesen sei. Dem Sattelmacher entfuhr das Wort „bitter“. Sein Blick verlor sich im Goldgelb des Whiskeys, als er sagte: „Dieses Haus ist nicht Ray.“ Wer das Haus war, sagte er nicht. „Ist ja egal. Ray hat dem zugestimmt, das ist, was zählt.“ Dass Hunt es so sah, stand außer Zweifel. „Wenn ich eines Tages nur noch des Geldes wegen da rausginge, die Menschen merkten das nicht einmal. Aber das Pferd, das dachte gleich: „Ah, Hunt, du verlogenes Ding!“ Er sog Luft durch die Zähne, legte den Kopf schief, sein Unbehagen schien greifbar. „Stell dir einen Menschen in der Lage vor, in der viele Pferde sind“, sagte er ein anderes Mal. „Stell dir vor, er wäre gezwungen, in einer Welt zu leben, in der keiner weiß oder sich nur dafür interessiert, wer er ist, was er braucht, was seine Nöte und Bedürfnisse sind. Ein Mensch könnte das nicht ertragen.“

Wir wussten beide: Was er sagte, war wahr. Er sprach oft über Tom. Und über dieses Etwas, nach dem einer ein Leben lang suchte und das er erst finden musste, um erkennen zu können, was es war. Hunt sagte: „Ich habe es immer noch nicht gefunden.“ Das schien ihn zu bekümmern. Er bat: „Wenn du es vor mir findest, versprichst du, dass du zurückkommst, um mir davon zu erzählen?“

Und obwohl ich ahnte, dass seine Bitte reine Bescheidenheit war, sagte ich zu: „Du weißt, ich bin nicht nur der Pferde wegen gekommen“, sagte ich noch. „Warum bist du gekommen?“, fragte er. „Ich hatte gehofft, einen zu finden, der mir entspricht“, sagte ich. Er legte seine Hand auf die Tischplatte neben meine. Er sah mich nicht an, als er sagte: „Ich hoffe, ich habe dich nicht enttäuscht.“ Er starb fünf-einhalb Jahre später, ohne dass ich ihn wiedergesehen hätte.

Nach diesen zweieinviertel Tagen dort, in Voghera, sah ich Buck Brannaman ein letztes Mal. Er kam aus seinem Hotelzimmer und trat hinaus in die kalte Oktobersonne. Es war später Nachmittag. Wir schüttelten einander die Hände. Und dann fragte ich, was ich wirklich wissen wollte. Was ich glaubte, dass einer wissen musste. Damit er verstand, was ihm fehlte. Damit er begriff, wonach er hier überhaupt suchte. „Warum fühlten sich all die Verletzten und Heimatlosen zu diesen beiden, Tom und Ray, so besonders hingezogen? Was versprachen wir uns, bei ihnen zu finden?“

Er sagte, er wisse es nicht.

So viel nur: „Ray hat mir das Leben gerettet. Ich hatte kein Leben, bevor ich Tom und Ray traf.“ Und plötzlich sah er klein und verletzlich aus. War unverhofft wieder dieser Junge in Idaho, in der Tonne. Für diesen Moment war ich ihm dankbar. Weil mir so ein Moment nicht unbekannt war. „Ich habe Ray geliebt“, sagte ich. „Nicht als Mann.“

„Nein“, sagte Brannaman. „Als Mensch.“

Am Ende der Dokumentation über Buck sagt seine Stimme aus dem Off: „Ich glaubte, ich kam, um zu lernen, meine Pferde besser zu reiten. Dann stellte sich heraus: Darum ging es gar nicht. Nicht mal im Ansatz.“ Und ich dachte: So ist das. Worum es ging, wonach wir alle hier suchten, was wir so dringend brauchten, das war vielleicht nicht mehr als: ein Sinn. Eine Richtung. Mit Respekt aufgestellte Regeln. Die Bestand hatten, über den Augenblick, einen Tag, eine Woche hinaus.

Ich dachte: Das zu finden ist Seligkeit.

